

Die Autorität der Leidenden¹

Vortrag gehalten bei der UISG-VOLLVERSAMMLUNG

Rom, 3.-7. Mai 2013

Bei euch soll es nicht so sein (Mt 20,26)

Leitungsdienst im Lichte des Evangeliums

1. Von unterdrückender Gewalt zu befreiender Autorität

Äußerst abstrakt und vereinfacht lassen sich zwei verschiedene Leitungs- oder Führungsstile unterscheiden – und zwar unabhängig von ihrem Kontext, sei dieser nun politisch oder kirchlich, familiär oder öffentlich. Zwei Worte aus der Sprache der römischen Politik charakterisieren diese beiden Typen: „potestas“, Macht oder Amtsgewalt, auf der einen Seite – und „auctoritas“, Autorität, auf der anderen.

Der erste, als „potestas“ charakterisierte Stil, beruht auf einer fundamentalen Ungleichheit, einer Asymmetrie. Wer Macht hat, ist anderen gegenüber im Vorteil. Dieser Vorteil kann in einem Wissensvorsprung bestehen, in der Akkumulation von ökonomischen Ressourcen oder in der Möglichkeit, überlegene physische, psychische oder soziale Gewalt auszuüben. Max Weber hat „Macht“ so auf klassische Weise so definiert: „*Macht* bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“² Der Mächtige, der Potentat, vermag die Sphäre seiner Macht unter Kontrolle zu halten. Er verfügt über die Mittel, um den ihm Unterstellten seinen Willen aufzuzwingen und jeden Widerstand zu brechen.

Schlimmstenfalls kann er die vernichten, die sich ihm nicht unterwerfen.

Auch der zweite, als „auctoritas“ gekennzeichnete Typ von Leitung setzt eine Asymmetrie voraus. Auch eine Person mit Autorität hat einen Vorteil gegenüber anderen. Doch die Qualität der Beziehung zwischen einer Person mit Autorität und denen, die diese Autorität respektieren, ist grundlegend verschieden. Diese Beziehung wird nicht durch Dominanz und Unterwerfung bestimmt, sondern hat ihr Fundament in freier und gegenseitiger Anerkennung. Die Asymmetrie an Erfahrung, Wissen, sozialer Position oder Ressourcen hebt in einer solchen Beziehung die grundlegende Gleichheit zwischen denen, die zueinander in Beziehung stehen, nicht auf. Mehr noch, Autorität ist kein Gegensatz zur Geschwisterlichkeit und rechtfertigt niemals Überheblichkeit anderen gegenüber. Man kann „die Macht

¹ Dieser Titel verdankt sich einem zentralen Topos im Werk Johann Baptist Metz'. Vgl. z. B.: J. B. Metz, *Zum Begriff der neuen Politischen Theologie*. 1967-1997, Mainz 1997, 203 und ders., *Memoria passionis*, Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg 2006, 111.

² Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1972, 28. (Erste Auflage veröffentlicht 1921/1922)

ergreifen“, doch Autorität kann niemals „ergriffen“ werden. Die Person, die sie „hat“, verdankt sie der ungeschuldeten und erwachsenen Zustimmung der Personen, die ihre Autorität anerkennen. Niemals kann sie zu einem festen und unverlierbaren „Besitz“ werden, sondern muss stets aufs Neue verdient und empfangen werden. Wer Autorität hat, zerstört sie in dem Moment, in dem er Gewalt anwendet. Gewaltsame Selbstdurchsetzung und Autorität schließen sich von ihrem Wesen her aus.

Darauf zu verzichten, anderen seinen Willen aufzuzwingen, ist in keiner Weise gleichbedeutend mit dem Verlust von Autorität oder mit ihrer Selbstaufhebung. Dieser Verzicht hat auch nichts mit Schwäche, mit „Laissez-faire“ oder einem „antiautoritären“ Führungsstil zu tun. Vielmehr setzt wahre Autorität starke Persönlichkeiten voraus. Diese gebrauchen jedoch ihre innere Kraft und Energie nicht, um andere in infantiler Abhängigkeit zu halten, sondern um diese in jeder Hinsicht in ihrem Wachstum zu fördern: in ihrem menschlichen, sozialen, politischen und geistlichen Wachstum.

Schon gar nichts hat „befreiende Autorität“ mit Anarchie zu tun. Auf befreiende Weise Autorität wahrzunehmen fordert alle vitalen Energien, um mit Vollmacht soziale Räume zu schaffen und zu schützen, die das Leben zum Blühen bringen; die zulassen, dass sich Menschen entfalten können und sich Gemeinschaften bilden, die freie und respektvolle Beziehungen ermöglichen. In den Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, die auch die Konstitutionen meiner Kongregation sind, steht der Satz: „Der General hat die volle Autorität über die Gesellschaft ad aedificationem (um sie aufzubauen)“³. Es gilt, mit Autorität die Wehrlosen vor denen zu schützen, die in und außerhalb der Gemeinschaft andere missbrauchen und ausbeuten – ohne deshalb in die Falle des Paternalismus oder des Maternalismus zu tappen. Die Tragödie autoritärer Systeme besteht darin, dass unterdrückte Personen versuchen, sich mächtig zu fühlen, indem sie andere noch Schwächere unterdrücken. (In Klammern: Meines Erachtens ist dies eine der tragischen Wurzeln des Skandals sexuellen Missbrauchs und physischer Misshandlungen von Schutzbefohlenen durch Priester und Ordensleuten.)

Personen mit wirklicher Autorität sind nicht um den Erhalt ihrer Macht besorgt. Was sie bewegt ist vielmehr der Wunsch, dass andere wachsen mögen: dass sie selbstbestimmter werden und sich ihr Handlungsspielraum erweitert. Wahre Autorität wächst in dem Maß, in dem sie anderen zum Wachstum verhilft. Jesus befreit die verkrümmte Frau vom Dämon, der sie niederdrückt. Und er verteidigt sie gegenüber den „Autoritäten“, die ihre Heilung verhindern wollen, indem sie sich auf das Ritualgesetz berufen. Damit setzt er sein eige-

³ Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, Nr. 736.

nes Leben aufs Spiel. Er nutzt seine souveräne und kraftvolle Autorität, um sie zu „ermächtigen“ („empower“), damit sie sich aus eigener Kraft aufrichten kann. Er gibt ihr ihre menschliche Würde zurück und befreit sie zum aufrechten Gang (cgl. Lk 10,13-17).

Anwendung „nach innen“

Das bis jetzt Gesagte scheint in Bezug auf das Ordensleben selbstverständlich. Es ist offensichtlich, dass sich in den letzten Jahrzehnten in den Kongregationen die Weise, wie über Leitung und Autorität gesprochen wird, verändert hat; und es gibt keinen Zweifel am guten Willen, diesen neuen Diskurs auch in die Praxis umzusetzen. Das ändert jedoch nichts daran, dass die alltägliche Realität noch immer genug beunruhigende Fragen aufwirft: Ist es wirklich selbstverständlich, dass die Oberinnen und Formatorinnen mit Autorität zu fördern suchen, dass sich jede Schwester – von der Novizin bis zur Greisin – so entfalten kann, dass sie immer mehr dem entspricht, wie „Gott sie gedacht hat“. Oder passiert es nicht noch immer zu häufig, dass die Prozesse der Formation (der Erstformation wie der „ongoing formation“) eher einem „Prokrustesbett“ gleichen? Prokrustes, eine Gestalt der griechischen Mythologie, war ein Übeltäter, der einsamen Reisenden Herberge anbot. Wenn das Opfer groß war und sein Körper über das angebotene Bett hinausragte, hackte er alle überstehenden Teile ab. War es im Gegenteil kleiner, streckte er es gewaltsam auf die vorgegebene Größe. „Prokrustesbett“ ist so zur Metapher für ein willkürliches Standardmaß und für gewaltsam erzwungene Konformität geworden. Dominiert in den Kongregationen nicht noch immer zu sehr die Sorge, dass die Personen „in den Rahmen passen“ – statt sie auf dem abenteuerlichen und faszinierenden Weg zu ihrem je eigenen Geheimnis und zu ihrer vollen Entfaltung zu begleiten? Dominiert nicht noch immer zu sehr die Angst vor Persönlichkeiten, die über den Durchschnitt hinausragen – und die Maxime: Was drüber steht, wird abgehackt?

Eine besonders traurige Variante des „Prokrustesbetts“ war die „Formation“ von afrikanischen, indischen oder lateinamerikanischen Ordensfrauen durch europäische Gründungen. Im Namen der Ordensausbildung zerstörte man ihre kulturelle Prägung und unterwarf sie der gewaltsamen Europäisierung. Personen wurden auf diese Weise schwer verstümmelt und von den tiefsten Quellen ihrer Vitalität und Kreativität getrennt. Haben wir wirklich in der Tiefe die Arroganz des Eurozentrismus und den mit ihm verbundenen Überlegenheitswahn überwunden? Haben wir Europäerinnen wirklich auf die Deutungshoheit verzichtet, was das Ordensleben ist und was es zu sein hat? Können wir gelassen die „Ent-Europäisierung“ und die kulturelle Pluralität im Ordensleben akzeptieren: die kulturell vielfältigen und verschiedenen Weisen, Kommunität zu leben, unsere Sendung zu verwirklichen und unsere Beziehung zu Gott auszudrücken?

Ähnliche Fragen drängen sich bezüglich der Weise auf, wie wir als Ordensfrauen Beziehungen leben. Im Diskurs haben wir gewiss das hierarchisch-vertikale Modell verabschie-

det: jenes Modell, das die Oberin ins Zentrum setzt, die dann die Beziehungen der Schwestern kontrolliert - innerhalb der Kommunität und noch mehr ihre Beziehungen nach außen. Die durch Jahrhunderte erlittenen und verinnerlichten Muster wirken jedoch unbewusst, und deshalb umso subtiler, weiter. Wurden die Prozesse der Formation wirklich vom Modell der Abhängigkeit und der Kontrolle gereinigt – oder setzt dieses im Verborgenen noch immer sein zerstörerisches Werk fort? Fördert die Formation wirklich die Entwicklung erwachsener Beziehungen und erkennt sie den unverzichtbaren Wert der Freundschaft an: unter den Schwestern und mit den Menschen, denen wir dienen möchten? Ein Abgrund trennt den Zusammenklang und die Lebendigkeit unter Erwachsenen und in ihrer Identität gereiften Personen von steriler Konformität. Und letztlich gilt: Eine Kommunität, in der Kontrolle und Uniformität die gestaltenden Prinzipien sind, taugt nicht für ihre Sendung gemäß dem Evangelium. Das einzige „Kommunitätsmodell“, das uns verpflichtet, ist das der Bewegung Jesu: einfach, geschwisterlich – und von großer menschlicher Wärme, um den vom Bankett der Reichen und Mächtigen Ausgeschlossenen Geborgenheit zu geben und das Leben mit ihnen zu teilen.

Anwendung nach außen

Diese zwei „Leitungsstile“ können mit der „Besinnung über zwei Banner“⁴ in den Geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola illustriert werden. Ignatius lädt uns zu einer Vorstellungsübung ein: uns zwei gegensätzliche „Führungspersönlichkeiten“ vor Augen zu führen, Christus und Luzifer. Mit starken und archaischen Metaphern zeichnet er das Profil zweier abgründig verschiedener Weisen der Herrschaft: Luzifer, „der Todfeind der menschlichen Natur“, hat seinen Sitz in Babylon „auf einem großen Thron von Feuer und Rauch, in furchtbarer und schrecklicher Gestalt“. Die beeindruckende Manifestation seiner Macht fasziniert - und provoziert als erste Reaktion fast unausweichlich Unterwerfung und Servilismus. Es ist eine Macht, die auf Angst gegründet ist. Luzifer lehrt seine Dämonen eine subtile Taktik der Verführung. Er befiehlt ihnen, in seinen potentiellen Anhängern zuerst die Gier nach Reichtum zu wecken – und sie damit in der Folge anfällig für Ehrsucht und Überheblichkeit zu machen. Sein genialer Trick ist es, vorzugaukeln, dass die, die sich seiner Herrschaft unterwerfen, an Macht und Ansehen gewinnen werden. Doch in Wahrheit mündet die ganze Dynamik in einem System der Abhängigkeit, welches aller Selbstbestimmung ein Ende bereitet und alle in brutaler Weise unterwirft. Am Ende finden sich Täter und Opfer in denselben „Netzen und Ketten“ gefangen.

⁴ Exerzitienbuch, Nr. 136-147.

Die Übertragung dieser archaischen Metaphern auf die Mächte, die heute einen großen Teil der Welt beherrschen, drängt sich auf. Die Waffenindustrie, die Börsen und Rating-agenturen mit ihren „Liturgien“ und bombastischen Symbolen ihrer Macht verurteilen unzählige Menschen, im Elend zu leben. So wie die Dämonen kein Antlitz haben, so bleiben auch die Spekulanten und Lobbyisten anonym und verstecken sich hinter einer betrügerischen Fassade von „Feuer und Rauch“.

Das „andere Banner“, der andere „Anführer“, den Ignatius uns vor Augen stellt, ist „Christus unser Herr“. Er befindet sich in Jerusalem, „einem demütigen, schönen und anmutigen Ort“. Nichts von einer Demonstration der Macht, sondern die Einladung zu Armut und Demut. Ignatius konfrontiert uns mit dem Paradox, dass Christus „die ganze Welt“ mit dem radikalen Verzicht auf allen Zwang und alle Gewalt „erobert“ – und seine Anhänger einlädt, ihm auf demselben Weg zu folgen. Der Motor, der die Welt antreibt – in den Tagen des Ignatius wie heute – ist die Gier, Reichtum und Besitz anzuhäufen. Das Prestige einer Person oder einer sozialen Gruppe wird nach der Quantität des akkumulierten Kapitals bemessen. Wer sich dieser Logik nicht unterwirft, wird lächerlich gemacht und erfährt seine Ohnmacht. Wenn Christus zu Armut und Demut einlädt, dann ruft er dazu auf, die Logik der Welt radikal umzukehren. Am 6. November 1989, 10 Tage bevor er ermordet wird, sagt Ignacio Ellacuria in einer Ansprache in Barcelona: „Nur im Modus der Utopie und der Hoffnung vermag man zu glauben und den Mut zu schöpfen, um zusammen mit allen Armen und Unterdrückten der Welt die Geschichte umzukehren, sie umzustürzen und ihr eine neue Richtung zu geben.“ Die Demut ist kein perverses und selbstzerstörerisches Verlangen nach Erniedrigung, sondern der Mut und die Freiheit, in radikaler Weise „kontra-kulturell“ zu leben – sowie die Bereitschaft, die Konsequenzen dieses Muts ohne Aufhebens auf sich zu nehmen. Die Netze der Abhängigkeit sichtbar zu machen, die Machtspiele, den Servilismus und die Gier nach Gewinn zu entlarven, all das beleidigt die Interessen der „Potenten“. Und deshalb zieht es die Verfolgung und das Kreuz nach sich. Doch nur durch die, die den Weg Jesu riskieren, kann das Reich Gottes in dieser realen Welt anbrechen - und nur durch sie ist es möglich, dass die Beziehungen unter den Menschen wahrhaft menschlich werden.

Es ist offensichtlich, dass auch die Kirche in allen ihren Dimensionen und Ebenen so wie die Ordensgemeinschaften vom „Schimmelpilz“ der „Logik der Welt“ befallen werden kann. Auch in unseren Kommunitäten leben wir im ständigen Kampf zwischen den „zwei Reichen“, den „beiden Bannern“. Um Autorität innerhalb und außerhalb der Kirche wahrzunehmen, braucht es deshalb Personen, die alle ihre vitalen und aggressiven Energien in-

tegriert haben. In der unvermeidlichen „Schlacht“ müssen sie fähig sein, sie frei einzusetzen. Die Motivation, die sie antreibt, ist jedoch gewiss nicht die Machtgier, sondern die Leidenschaft für das Leben – die Leidenschaft für die Opfer, die zugleich die Leidenschaft Gottes selbst ist. Um die Strukturen (und die hinter ihnen versteckten Personen), welche Menschen unterwerfen und ausbeuten, aufzudecken und anzuklagen, braucht es scharfe Augen und ein reines und ehrliches Herz.

Jesus ist die inkarnierte „befreiende Autorität“, und sein „Führungsstil“ ist der Kanon, das normative Maß jeder legitimen Autorität in der Kirche. Jedoch schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums begann das patriarchale Modell, den jesuanischen Stil zu verdrängen. Welcher Unterschied zwischen der Autorität Jesu und der des „guten Hausvaters“ in den Pastoralbriefen! Auf der einen Seite Jesus, der die Kleinen und Marginalisierten ermächtigt und der brüderliche und egalitäre Beziehungen zu Frauen pflegt - und auf der anderen Seite „einer, der seinem eigenen Haus gut vorsteht und gehorsame Kinder hat in aller Ehrbarkeit“ (1 Tim 3,4). Verzeihen Sie die Frage, die naiv oder böswillig erscheinen mag – doch in Wirklichkeit völlig aufrichtig ist: Wie war es möglich, dass die Kirche sich so schnell von Jesu Wort distanziert hat: „Ihr sollt niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel“ (Mt 23,9)?

Wir wissen, dass sich die Dinge um ein Vielfaches komplizierten, als die Kirche im vierten Jahrhundert aufhörte, eine verfolgte Minderheit zu sein, und sich in die Kirche des Imperiums verwandelte, an dessen Macht partizipierend und diese Macht unterstützend. Jesuanische Vollmacht verwandelte sich in „potestas sacra“, in „heilige Macht“. Die Gemeinschaft der Christen hörte auf, eine Märtyrerkirche in der Nachfolge des Proto-Märtyrers Jesus zu sein, der sein Leben gab, um die Opfer der Macht zu verteidigen. Die Kirche verwandelte sich vielmehr selbst in einen Teil jener Welt, die Opfer produziert – oder diese zumindest als Kollateralschaden in Kauf nimmt. Die Symbiose zwischen politischer und geistlicher Macht brachte die Kirche ernsthaft in Gefahr, ihr eigenes Wesen, ihre Sendung zu verraten und so ihre Autorität, deren einzig gültiges Fundament nur Jesus sein kann, zu verlieren. Sie verwandelte sich in eine mächtige Institution, die vor allem ihre eigenen Interessen verteidigte. Von ihren Ursprüngen her gibt es jedoch nur einen einzigen Grund, der der Kirche ihre Existenzberechtigung verleiht: das Evangelium als befreiende und erlösende Realität gegenwärtig zu setzen - mitten in dem, was Menschen im Hier und Heute konkret bedrängt, quält und versklavt.

2. „Der leere Stuhl“

Für die katholische Tradition ist das Konzept der „Repräsentation“ wesentlich, um Autorität in der Kirche zu verstehen.⁵ Das Echo finden wir in den Regeln und Konstitutionen der Orden und Kongregationen. Die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu sprechen mit großer Selbstverständlichkeit vom Papst als „Stellvertreter Christi unseres Herrn“ und vom Oberen „an Stelle Christi, unseres Herrn“. Kann wirklich jemand an der Stelle Christi, an der Stelle des Messias sein, ihn „repräsentieren“? Und kann hier das Prinzip des „opus operatum“ gelten, die „Repräsentation“ also nicht in der Autorität oder im Charisma einer Person begründet sein, sondern in einem verliehenen Amt? Kann man wirklich die befreiende Autorität Jesu institutionalisieren? Ist es möglich, die absolute Autorität Gottes in dieser Welt zu repräsentieren, in der alles der Kontingenz und Relativität unterworfen bleibt? Es scheint selbstverständlich, dass dies nicht auf die Weise der Pharaonen und Cäsaren verstanden werden darf, als Apotheose, bei der einer historischen Gestalt göttlicher Nimbus verliehen wird – und auch nicht nach der Weise der Führer und Caudillos „von Gottes Gnaden“, die die Völker unterjochen. Im Verlauf der Moderne haben Kirche und Theologie in einem schmerzlichen Prozess gelernt, dass es sich verbietet, dieses Modell auf die Kirchenführung anzuwenden, und dass es das Gebot der Stunde ist, geistliche Autorität und politische Macht voneinander zu trennen. Viel zu spät hat uns das II. Vatikanische Konzil schließlich gelehrt, dass „Repräsentation“ auch nicht als antidemokratisches Prinzip missverstanden werden darf, das die Würde des Volkes leugnet und die Konstruktion der ‚Macht von oben‘ festschreibt und verewigt.

Doch worin besteht dann der authentische Sinn von „Repräsentation“? Was bedeutet „Stellvertreter Christi auf Erden“ oder „an Stelle Christi“ zu sein? Letztlich ist kirchliche oder geistliche Autorität ein Paradox, sie existiert nur in ihrer ständigen Selbstaufhebung. Sie verrät ihr Wesen und ihre Berufung in dem Moment, in dem sie die „Macht ergreift“, in dem sie sich in der Macht einrichtet, wie die Potentaten dieser Welt. Sie ist vielmehr umso mehr Repräsentation der Autorität Gottes, der Autorität Christi, als sie einzig ein Hinweis ist, eine Hand, die von sich weg auf den größeren Anderen verweist. „Lasst euch auch nicht Meister nennen; denn *einer* ist euer Meister, der Christus“ (Mt 23,10). Der überlange Zeigefinger Johannes des Täufers auf dem Altarbild Mathias Grünewalds, der auf den Geekreuzigten zeigt, kann als Symbol dieser Repräsentation gelten: „Ich bin es nicht ... ich bin nicht der Christus“ (Joh 1,20f).

⁵ Vgl. dazu J. B. Metz, Zum „katholischen Prinzip“ der Repräsentation, in: ders., Zum Begriff der neuen Politischen Theologie. 1967-1997, Mainz 1997, 192-196.

Alle "Repräsentation" der Autorität Gottes bleibt dem Bilderverbot unterworfen: "Du sollst dir kein Götterbild machen, auch keinerlei Abbild dessen, was oben im Himmel oder was unten auf der Erde oder was in den Wassern unter der Erde ist. Du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen und ihnen nicht dienen. Denn *ich*, der HERR, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott" (Ex 20,4f). Die vornehmste Aufgabe geistlicher Autorität ist, mit Nachdruck den Platz freizuhalten, der einzig allein Gott zukommt.

Die jüdische Tradition kennt die Metapher vom "leeren Stuhl". Beim Seder, dem Mahl in der Pascha-Nacht, wird ein Stuhl für den Propheten Elias freigehalten, um die Hoffnung auszudrücken, dass er mit dem Messias wiederkommen wird. Agnes Heller, eine Philosophin ungarisch-jüdischer Herkunft, die der Todesmaschinerie der Nazis nur knapp entkommen konnte, interpretiert diese Metapher auf geniale Weise: „Der leere Stuhl wartet auf den Messias. Wenn jemand diesen Stuhl besetzt, kann man sicher sein: es handelt sich dabei um einen pervertierten oder verlogenen Messias. Wenn jemand den Stuhl wegnimmt, dann ist alles vorüber und der Geist wird die Gemeinde verlassen. Die Politik kann diesen unbesetzten Stuhl nicht gebrauchen, aber solange man den Stuhl belässt, wo er ist, genau dort im Zentrum des Raumes, wo er in seiner warnenden, vielleicht sogar pathetischen Leere fixiert bleibt, müssen die politischen Handlungsträger sein Dasein immer noch in Rechnung stellen. Zumindest steht es ihnen frei, sein Dasein in Rechnung zu stellen. Alles Übrige ist Pragmatismus.“⁶

Wenn dies als Forderung an jede Form der Ausübung politischer Macht gilt, dann gilt es erst recht für jede Form geistlicher Macht. Sie erlaubt keinerlei „Inthronisation“. Wer sich auf den Stuhl setzt, entweihet ihn. Die Autorität der Kirche ist nur insoweit legitim, als sie mit Entschiedenheit den Platz freihält, der ihr nicht zukommt.

3. „Die Banalität des Bösen“ – im Namen des Gehorsams

Von Gehorsam in einer Welt zu sprechen, die durch die Kritik der Aufklärung ging, ist eine höchst schwierige Angelegenheit: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“, formuliert Kant das Leitmotiv. In einer nachaufklärerischen Welt auf Selbstbestimmung zu verzichten, gilt nicht länger als Tugend, sondern als Feigheit, die nicht wagt, die Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen – letztlich als unmoralisches Verhalten. Sich dem Willen und den Kriterien eines anderen zu überlassen, ohne sie zu überprüfen, erscheint als eines erwachsenen Menschen unwürdige Entfremdung. Es ist jedoch nicht nur schwierig, sondern schier unmöglich, nach den

⁶ Zitiert nach J. B. Metz, Zum Begriff der neuen Politischen Theologie. 1967-1997, Mainz 1997, 180.

großen faschistischen und totalitären Systemen des 20. Jahrhunderts weiter vom Gehorsam - oder gar vom Gehorsam als religiöser Tugend - zu sprechen.

1961 hat die jüdisch-deutsche Philosophin Hannah Arendt als Journalistin am Prozess Adolf Eichmanns teilgenommen. Eichmann war der Organisator des Transports von Millionen von Juden in die Vernichtungslager. Die furchtbarste Entdeckung Arendts beim Prozess war die entsetzliche „Banalität des Bösen“. Diesem Mann, der abertausende Menschen in einen grauenhaften Tod schickte, ging letztlich jedwede Motivation ab. Nicht einmal in seiner Perversion gab es irgendetwas Grandioses. Eichmann war ein Bürokrat, ein „Verwaltungsmassenmörder“, der seine Verbrechen mit dem ruhigen Gewissen beging, dass er nur seine Pflicht tue und dass er aus schuldigem Gehorsam gegenüber „höheren Anweisungen“ handle. Die Unterwerfung unter die Autorität hatte sich als Instrument der Barbarei erwiesen.⁷

Es tut weh, wenn wir im Bericht Arendts lesen, wie Eichmann den „blinden Gehorsam“ und den „Kadavergehorsam“ in den höchsten Tönen preist. Es liest sich wie das perverse Echo der Konstitutionen der Gesellschaft Jesu.⁸ Die Nazi-Schergen, so wie der Großteil der Menschenrechtsverbrecher der Militärdiktaturen und der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts, entschuldigten sich damit, dass sie aus Gehorsam und Pflichterfüllung handelten. Seit damals scheint das Wort „Gehorsam“ definitiv besudelt und verbraucht.

Wenn wir das alles in Rechnung stellen, kann man dann den Gehorsam noch als eine Kategorie des Ordenslebens retten - und zwar eines nach dem 2. Vatikanischen Konzil erneuerten Ordenslebens? Dabei ist daran zu erinnern, dass Ignatius von Loyola – in Übereinstimmung mit der gesamten Tradition des Ordenslebens – den Gehorsam unter eine wesentliche Bedingung stellt: Die Stimme des Oberen ist zu hören, wie „wenn sie von Christus unserem Herrn ausginge“, in allem, „worin mit Sicherheit kein Anschein von Sünde besteht“ – und „in allem, worauf sich der Gehorsam erstrecken kann“.⁹ Ignatius hebt in keiner Weise die Verantwortung des Einzelnen auf; er übergeht auch nicht die Würde des Gewissens jeder Person, und er liefert sie nicht der Willkür des Oberen aus. Doch genügt dies nicht als Antwort, wenn wir uns ehrlich der gerechten Kritik aussetzen.

⁷ Vgl. Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 1964.

⁸ „Wir sollen überzeugt sein, dass alles gerecht ist, und in blindem Gehorsam all unser entgegengesetztes Meinen und Urteil in allen Dingen verleugnen, die der Obere anordnet ... Wir sollen uns dessen bewusst sein, dass ein jeder von denen, die im Gehorsam leben, sich von der göttlichen Vorsehung mittels des Oberen führen und leiten lassen muss, als sei er ein toter Körper...“ Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, Nr. 547.

⁹ Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, Nr. 547 und 549.

Der Adressat des Gelübdes des Gehorsams kann letztlich nur Gott sein. In traditioneller Sprache: Das Verlangen, den Willen Gottes zu erfüllen, ist die einzig legitime Motivation religiösen Gehorsams. Eben deshalb sind die wirklich Gehorsamen auch die wirklich Freien – und deshalb gefährlich für die Mächtigen. Sie wissen sich bedingungslos der letzten Autorität verpflichtet - und sind eben deshalb frei von jedem Servilismus. Selbst wenn sie damit ihr eigenes Leben riskieren, haben sie den Mut, jeder vorletzten Instanz die Stirn zu bieten – sie sind befreit zum klaren Blick und zum aufrechten Gang in den Spuren Jesu.

Die entscheidende Frage ist jedoch schließlich: Wie finden wir den Willen Gottes in der Alltäglichkeit unseres Lebens, ohne uns zu betrügen und ohne in Infantilismus zu verfallen? Bleibt uns schließlich nur, den „leeren Stuhl“ zu schützen, der uns auf das Mysterium Gottes verweist – und damit auch das Gewissen jeder Einzelnen zu schützen? Oder gibt es am Ende sogar doch eine wirkliche Vermittlung, eine „Realpräsenz“, ein Sakrament der letztgültigen Autorität, wirklich und konkret „materialisiert“ in dieser Welt, die das Recht hat, unseren unbedingten Gehorsam einzufordern – und die diesen Gehorsam auch verdient?

4. Die Autorität der Leidenden

„Ich kenne nur eine Autorität, die nicht durch die Aufklärung und durch keinerlei Emanzipation widerrufen werden kann: die Autorität der Leidenden.“ So sagt der deutsche Theologe Johann Baptist Metz im Gespräch mit dem Überlebenden der Shoah und Friedensnobelpreisträger, Elie Wiesel.¹⁰

Die Autorität Gottes vergegenwärtigt sich sicher nicht in einer Apotheose, in den Manifestationen der Macht – nicht in politischer Macht und auch nicht in sakraler Macht, sondern „sub specii contrarii“ in dem, was wie ihr Gegenteil erscheint. Alle Autorität Gottes ist wirklich gegenwärtig, hat Körper und Sichtbarkeit in den Verletzlichsten, in den Machtlosen, in den Opfern. Jesus selbst unterstellt in seiner großen Parabel vom Weltgericht (Mt 25) die gesamte Geschichte der Menschheit der „Autorität der Leidenden“. Ihre Autorität ist die einzige, in der sich die Autorität Gottes als des Richters aller Menschen – der ganzen Welt und aller Zeiten – manifestiert. Im Gehorsam gegenüber ihrer Autorität, „konstituiert sich das moralische Gewissen das, was wir seine Stimme nennen, ist unsere Reaktion auf die Heimsuchung durch dieses fremde Leiden.“¹¹

¹⁰ Vgl. Ekkehard Schuster / Reinhold Boschert-Kimmig, Trotzdem hoffen. Mit Johan Baptist Metz und Elie Wiesel im Gespräch, Mainz 1993.

¹¹ J. B. Metz, Zum Begriff der neuen Politischen Theologie. 1967-1997, Mainz 1997, 203.

Das gegenwärtig dominante politische System, die liberale Demokratie, betont emphatisch die Gleichheit aller Menschen. In der Konsequenz wird uns vielfach – in guter oder schlechter Absicht – eine fiktive Welt vorgetäuscht: die Illusion einer egalitären Welt ohne Leiden, in der alle die gleichen Chancen haben. Doch diese Fiktion hat nichts mit der Wirklichkeit unserer realen Welt zu tun. Weil unsere Welt in Wirklichkeit durch den Skandal der Ungleichheit und der Ungerechtigkeit gezeichnet ist, eben deshalb braucht die Parteilichkeit Gottes zugunsten der Opfer eine Repräsentation in der konkreten Geschichte. Die Kirche existiert nicht, um politische Macht zu repräsentieren, sondern um politische Ohnmacht in Erinnerung zu rufen.¹² Dies ist in Wahrheit die Legitimation aller Autorität in der Kirche.

Die, die an Hunger oder durch die Gewalt als Folge einer skandalösen Ungleichheit sterben; die Migranten, von der Europäischen Union und den Vereinigten Staaten an ihren Südgrenzen zurückgeschlagen; die politischen Gefangenen; letztlich alle Opfer – sie alle repräsentieren die höchste Autorität, der wir ohne Murren zu gehorchen haben. Keine Instanz, auch keine noch so hochrangige Instanz kirchlicher Hierarchie, kommt über ihrer Autorität zu stehen. Reifer Gehorsam und reife Liebe zur Kirche wissen darum, dass es die vornehmste Berufung des Ordenslebens ist - der Dienst, den wir der Kirche wirklich schulden - uns der Autorität der Opfer zu unterwerfen und prophetisch einzuklagen, dass sich die ganze Kirche von dieser Autorität her zu bestimmen und zu formieren hat. Tut sie dies nicht, entstellt sie das Antlitz Jesu Christi.

Wie leben wird das Gelübde des Gehorsams angesichts der „Autorität der Leidenden?

Im Grunde ist der „blinde Gehorsam“ – in seinem pervertierten Sinn – wirklich eine bequeme und eines Erwachsenen unwürdige Haltung: sich auf die Anordnung eines anderen zu berufen und seine Befehle auszuführen, um so der Verantwortung für die Konsequenzen des eigenen Handelns zu entkommen. Auch von der „Autorität der Leidenden“ geht ein „Befehl“ aus, der uns in unbedingter und radikaler Weise in die Pflicht nimmt, doch dies hebt die persönliche Verantwortung in keiner Weise auf. Der Autorität der Opfer zu gehorchen infantilisiert nicht, sondern fordert im Gegenteil einen freien und erwachsenen Akt, der aus dem Innersten jeder Person kommt. Es ist genau dieser Akt, der uns in Wahrheit zu menschlichen Personen werden lässt.

Unser Gehorsamsgelübde unter der Autorität der Leidenden zu leben, ist ein komplexer Prozess mit vielschichtigen Dimensionen: persönlichen und kommunitären, mystischen

¹² Vgl. J. B. Metz, Zum Begriff der neuen Politischen Theologie. 1967-1997, Mainz 1997, 194.

und politischen. Alles beginnt jedoch mit etwas höchst Einfachem und Elementarem. Es beginnt damit, aus unserem Narzissmus und unserer Welt der Selbstbezüglichkeit aufzuwachen – und damit, unsere Augen und unser Herz für die Leiden der anderen zu öffnen. Das Entscheidende ist, der Versuchung zu widerstehen, wegzuschauen und sich in die Gleichgültigkeit zu flüchten. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt Jesus, wie ein Mann unter die Räuber fiel und diese ihn ausraubten und übel zurichteten. Ein Priester und ein Levit sehen den Verletzten, doch sie folgen „höheren Interessen“. Aber wer Gott im Sinne Jesu sucht, kennt keine „höheren Interessen“, denn Gott erwartet ihn im geschundenen Bruder, der geschundenen Schwester, und er wird ihn nirgendwo anders finden. Das Christentum kennt keine andere Mystik als die „Mystik der offenen Augen“.¹³

Was ist also von uns gefordert angesichts dessen, was die Augen sehen und das Herz fühlt, angesichts eines leidenden Menschen? Das Einfachste und Selbstverständlichste: seine Verletzungen zu versorgen und sich darum zu kümmern, dass es ihm nicht an Nahrung, Unterkunft und an den dafür notwendigen Mitteln fehlt. Dies zu tun, ist in keiner Weise ein „Akt der Großmut“, sondern bedeutet in elementarer Weise, der Autorität der Leidenden zu gehorchen. Um zu wissen, was zu tun ist, braucht es keines langen „Unterscheidungsprozesses“. Viel mehr drängt sich dies mit unmittelbarer Evidenz jedem redlichen Menschen auf. Diese Erfahrung entspricht dem, was Ignatius von Loyola die „erste Zeit, um eine gute und gesunde Wahl zu treffen“ nennt. Der Wille Gottes offenbart sich in ihr mit unmittelbarer Wucht und Klarheit. „Ohne zu zweifeln, noch zweifeln zu können“ ist zu tun, was sich aufdrängt.¹⁴ Das Gegenteil wäre manifester Ungehorsam. Mit den Worten eines modernen Philosophen: „Schau hin, und Du weißt, was zu tun ist.“¹⁵

Es ist schon viel erreicht, wenn wir aufrichtig und ohne Vorbehalt in den Situationen gehorchen, die uns in so klarer und offensichtlicher Weise fordern. Doch wissen wir nur allzu gut, dass das Leben meist viel konfuser und ambivalenter ist. Erstens, weil es nicht immer so offensichtlich ist, was dem Leben eines anderen Menschen wirklich förderlich ist. Und zweitens, weil die Übeltäter nicht ein paar vereinzelte Wegelagerer sind, sondern weil sie erst als Teil der „Netze des Bösen“ wirklich gefährlich werden. Diese „Netze“ können das organisierte Verbrechen oder der internationale Handel mit Personen und Organen sein – oder aber die neoliberale Wirtschaftspolitik, oder die Gier nach Erdöl und „seltene Erden“, oder

¹³ Vgl. J. B. Metz, *Mystik der offenen Augen. Wenn Spiritualität aufbricht*, Freiburg 2011.

¹⁴ *Exerzitienbuch*, Nr. 175.

¹⁵ Hans Jonas zitiert nach J. B. Metz

Darüber hinaus beunruhigt die schwierige Frage: Wie lässt sich die Botschaft des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter in den Kontext einer globalisierten Welt übersetzen? Heute ist es nicht *einer*, der in die Hände der Räuber gefallen ist, sondern ein beträchtlicher Teil der Menschheit ist ihnen ausgeliefert. In diesem Kontext ist sicherlich die ernsthafte und gründliche „Unterscheidung“ gefordert, wie das Leben der Opfer angesichts dieser massiven Bedrohungen verteidigt werden kann. Der „Autorität der Leidenden“ zu gehorchen, erfordert in dieser Dimension alle uns zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Erkenntnisse und all unsere Kreativität und Phantasie zu mobilisieren, um mit Tatkraft und Energie Räume zu schaffen, in denen das Leben aufblühen kann - in dieser realen, durch die Sünde und die Strukturen der Sünde entstellten Welt.

Es gilt noch immer, was Dietrich Bonhoeffer, der große Märtyrer der deutschen lutherischen Kirche, in seinem historischen Kontext sagte: Es genügt nicht mehr, „die Opfer unter dem Rad zu verbinden“, sondern wir sind gefordert, „dem Rad selbst in die Speichen zu fallen“¹⁶. In dieser Dimension gilt es, die Barmherzigkeit und die leidenschaftliche Liebe in gut durchdachte Strategien umzusetzen. Mit der Schläue des Evangeliums sind wir als Ordensgemeinschaften gefordert, unseren Vorteil wahrzunehmen und unsere Erfahrung als einer der ältesten „global player“ in der Geschichte der Menschheit als Trumpf auszuspielen: unsere internationalen Verbindungen zu nutzen - innerhalb der eigenen Gemeinschaft, in Vernetzung mit anderen Kongregationen und mit allen, die um die Humanisierung unseres Planeten kämpfen.

Mit Unterscheidung auf die „Autorität der Leidenden“ zu antworten – und so unser Gelübde des Gehorsams zu leben – ist eine fordernde und fortwährende Aufgabe. Diese Aufgabe fordert die Hingabe jeder einzelnen Person aus ihrem Innersten heraus – und es ist eine Aufgabe, die das beständige und hartnäckige gemeinschaftliche Engagement verlangt. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um eine Übung der Kontemplation: um die Übung, mit Aufmerksamkeit und Ehrlichkeit zu schauen und zu hören, damit die Autorität der Opfer, das „Sakrament des Willens Gottes“, zu uns sprechen kann. Was nottut, ist ein geduldig hörendes Herz, um zu verstehen, was es konkret für uns, in dieser bestimmten Situation bedeutet, den Opfern zu gehorchen.

Wenn wir dieses Konzept des Gehorsams gegenüber der Autorität der Leidenden wirklich ernst nehmen, was kann dann noch die Rolle einer Oberin einer religiösen Gemeinschaft bedeuten? Hat sich diese Rolle schließlich erübrigt? Sicherlich nicht, doch es bedarf einer rigorosen Anstrengung, sie von den Wurzeln des Ordenslebens her neu zu bedenken. Es

¹⁶ D. Bonhoeffer, Die Kirche vor der Judenfrage, DBW 12, 349-358, hier 353f.

gibt keinen Zweifel darüber, dass auch die Oberinnen unter der Autorität der Leidenden stehen und dieser Autorität verpflichtet sind. Doch gerade deswegen ist die Autorität der Oberinnen notwendiger denn je. Ihre vornehmste Aufgabe ist, mit Sorgfalt darüber zu wachen, dass sich die ganze Gemeinschaft in einem ständigen Prozess dieser einzigen legitimen Repräsentation der Autorität Gottes unterstellt. Ihre Rolle ist es, zur Unterscheidung zu ermutigen und sie mit Nachdruck einzufordern – vor allem jedoch die Gemeinschaft anzutreiben, sich „rasch und eifrig“¹⁷ in Bewegung zu setzen: die physische Nähe zu den Armen und Ausgeschlossenen zu suchen, mit ihnen ihr Leben und ihre Nöte zu teilen, ihre Sprache zu lernen und ihre Freundschaft zu suchen und sie zu genießen. In Übereinstimmung damit weckt es enorme Hoffnung, wenn Papst Franziskus sein Amt genau so definiert. Er schlägt damit eine Bresche, in der wir folgen können: „Die Kirche ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen, an die Ränder zu gehen, nicht nur geografisch, auch an die Ränder der menschlichen Existenz: die Ränder des Mysterium der Sünde, des Schmerzes, der Ungerechtigkeit, der Ignoranz und religiösen Indifferenz, des Denkens und allen Elends.“

Wenn wir uns entschieden unter die „Autorität der Leidenden“ stellen, dann setzen wir uns in Richtung einer tiefgreifenden jesuanischen Erneuerung des Ordenslebens in Bewegung – in Richtung eines authentischen und fruchtbaren Lebens nach den evangelischen Räten. Die verletzlichsten unter unseren Brüdern und Schwestern werden sich dabei als unsere wahren Meister erweisen, als die, die uns den Weg ins Mysterium Gottes weisen.

¹⁷ Exerzitienbuch, Nr. 91.